

Literatur und Wissen

Ein interdisziplinäres Handbuch

Bearbeitet von
Roland Borgards, Harald Neumeyer, Nicolas Pethes, Yvonne Wübben

1. Auflage 2013. Buch. VI, 441 S. Hardcover
ISBN 978 3 476 02371 1
Format (B x L): 17 x 24,4 cm
Gewicht: 945 g

[Weitere Fachgebiete > Literatur, Sprache > Literaturwissenschaft: Allgemeines](#)

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.



J.B.METZLER

Vorwort

Handbücher resümieren die Forschungen zu einem klar umrissenen Gegenstand. Bisweilen dokumentieren sie aber zunächst einmal den aktuellen – man könnte auch sagen: akuten – Stand der Dinge in einem dynamischen, in die Zukunft noch offenen Forschungsprozess. Das hier vorgelegte Handbuch »Literatur und Wissen« ist solch ein Fall. Denn einen Konsens gibt es in der Forschung derzeit weder hinsichtlich einer letztgültigen Definition der beiden Begriffe ›Literatur‹ und ›Wissen‹, noch hinsichtlich der Frage nach dem Verhältnis zwischen Literatur und Wissen: *Reagiert Literatur auf Wissen? Beinhaltet Literatur Wissen? Ist Literatur Wissen? Was unterscheidet das Wissen von der Wissenschaft?* Und was bedeutet es für die Relation von Literatur und Wissen, wenn die Literatur nicht nur eine Geschichte hat (die man Literaturgeschichte nennt), sondern der Begriff der Literatur selbst historischen Transformationen unterliegt (was man dann eine Diskursgeschichte des Literarischen nennen könnte)? Das Handbuch *Literatur und Wissen* gibt keine Antworten auf diese Fragen, sondern stellt die Debatten vor, die sich in den letzten 20 Jahren und in einer bis heute unverminderten Konjunktur anlässlich dieser Fragen entfaltet haben.

Diese gegenwärtigen Debatten blicken auf eine lange Tradition zurück – Platons Dictum, die Dichter lögen, steht der humanistische *poeta doctus* entgegen. Entscheidend für methodisch-theoretische Diskussionen um eine angemessene Beschreibung des Verhältnisses von Literatur und Wissen ist aber eine historische Transformation, die auf das 18. Jh., mithin auf den Umbruch von der Frühen Neuzeit in die Moderne, zu datieren ist. Denn im 18. Jh. wird die Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit, in der Wissenschaft und Literatur nicht voneinander getrennt sind, durch eine neuartige Ausdifferenzierung von Wissenschaft und Literatur als autonome gesellschaftliche Funktionssysteme abgelöst. Erst eine solche Differenzierung wirft die Frage nach Möglichkeiten einer neuerlichen Synthese und also nach denkbaren Wechselwirkungen zwischen Wissen und Literatur auf. Seither werden diese Wechselwirkungen unter neuen – spezifisch modernen –

Bedingungen verhandelt. Wenn etwa die Frühromantik noch einmal emphatisch die Einheit von Poesie und Wissenschaft verkündet, dann tut sie das bereits im Licht des krisenhaften Auseinanderfallens der beiden Bereiche. Und auch der Naturalismus am Ende des 19. Jh.s ist als Versuch zu lesen, das Ende der Literatur als gesellschaftlicher Leitdiskurs durch Angleichung an die Naturwissenschaften zu kompensieren. Mit der zunehmenden Ausdifferenzierung aber scheinen die Fronten verhärtet und die endgültige Scheidung von Natur- und Geisteswissenschaften durch Wilhelm Dilthey zu Beginn bzw. Wissenschaft und Literatur bei C.P. Snow in der Mitte des 20. Jh.s vollzogen zu sein. Doch bildete die strikte Grenzziehung zwischen den sogenannten ›zwei Kulturen‹ auch im 20. Jh. den Einsatz für Vorschläge zu ihrer Überwindung, und die zugehörige Diskussion erfreut sich seit einem halben Jahrhundert unter Stichworten wie *one culture, drei Kulturen, literature and science, scientia poetica* oder *poétique du savoir* anhaltender Konjunktur.

Im Anschluss an den *cultural, material* und *practical turn* in der Epistemologie des 20. Jh.s (von Ludwik Fleck bis Hans-Jörg Rheinberger) einerseits, diskursanalytischen, neuhistorischen bzw. wissenspoetologischen Literaturtheorien (von Stephen Greenblatt bis Joseph Vogl) andererseits wurden Ansätze für eine integrale Perspektive auf die Entstehung, Gestaltung und Dynamik von Wissen bzw. für epistemologische Rekontextualisierungen ästhetischer Artefakte entwickelt. Sowohl der Begriff des ›Wissens‹ als auch derjenige der ›Literatur‹ wurden dabei erheblich erweitert. Im Lichte aktueller Theorieangebote ist Wissen, insofern es immer auch einen Moment der kulturellen Konstruktion in sich trägt, keineswegs allein die Domäne der Naturwissenschaften, weshalb literaturwissenschaftliche, rhetorische oder narratologische Analysemethoden auch auf wissenschaftliche Texte angewendet werden können. Diese analytische Verfahren bildeten wiederum den Einsatzpunkt für kritische Stellungnahmen, die auf eine Einhaltung semantischer und disziplinärer Grenzen zwischen der Literatur auf der einen und den Wissenschaften

auf der anderen Seite beharren. Zurückgewiesen wird aus dieser kritischen Perspektive die Aufwertung fiktionaler Aussagen zu eigenständigen Elementen des Wissens, und dies mit dem Argument, dass dadurch sowohl der Begriff der Fiktion als auch der des Wissens seine analytische Brauchbarkeit verliere. Zugelassen werden aus dieser Perspektive allenfalls Untersuchungen zur Epistemologie philologischer Methoden, also zu einer Wissenschaftsgeschichte der Literaturwissenschaft.

Das hier vorgestellte Forschungsfeld ist also keineswegs einheitlich. Vielmehr ist es der Austragungsort kontroverser Diskussionen hinsichtlich der terminologischen Abgrenzung von ›Literatur‹ und ›Wissen‹ und damit auch hinsichtlich der Möglichkeiten und Grenzen einer kulturwissenschaftlichen Erweiterung der Philologien. Insofern dokumentiert das vorliegende Handbuch nicht nur Zusammenhänge zwischen Literatur- und Wissenschaftsgeschichte, sondern auch den Prozess einer literaturtheoretischen Konzeptbildung in den letzten Jahrzehnten und versteht sich in dieser Hinsicht als ein Kompendium, das literaturwissenschaftliche und wissenschaftsgeschichtliche Arbeiten der letzten Jahrzehnte bilanzieren wie auch neue Arbeiten anregen möchte.

Die angesprochenen terminologischen, theoretischen, methodischen und disziplinären Aspekte einer Auseinandersetzung mit ›Literatur und Wissen‹ werden hierzu in fünf Abschnitten vorgestellt:

erstens zentrale Ansätze und Methoden, die den Hintergrund aktueller Forschungen zum Wechselbezug zwischen Literatur und Wissen bilden; zweitens die wichtigsten wissenschaftlichen Disziplinen, die im Laufe der vergangenen drei Jahrhunderte zum Bezugspunkt für die Literatur geworden sind bzw. sich in Auseinandersetzung mit dieser ausdifferenziert haben; drittens die diesem Ausdifferenzierungsprozess zugrundeliegenden Paradigmen des Denkens und Schreibens, die ein transdisziplinäres Raster zur Herstellung und Überlieferung von Wissen und Literatur gebildet haben; viertens zentrale Konzepte, Verfahren und Textsorten, die in den Naturwissenschaften und der Literatur gleichermaßen zum Einsatz kommen, beide prägen und auf diese Weise diskursübergreifende Anhaltspunkt für die Analyse von Wechselwirkungen zwischen ihnen bieten; fünftens (und komplementär zum wissenschaftshistorischen Disziplinenüberblick) Beispielsanalysen zu literarischen Werken vom 17. Jh. bis zur Gegenwart, die zeigen, auf welche Weise literarische Texte naturwissenschaftliches oder kulturelles Wissen aufgreifen, reflektieren, modifizieren und neu konzipieren – bis zu dem Punkt, an dem literarische Diskurse selbst wissenschaftliche Relevanz gewinnen können.

*Roland Borgards, Harald Neumeyer,
Nicolas Pethes, Yvonne Wübben*

1. Ansätze

Im Feld Literatur und Wissen haben sich in den letzten Jahrzehnten unterschiedliche Ansätze ausgebildet, die in den jeweiligen Disziplinen, welche sich mit dem Verhältnis von Literatur und Wissen befassen, d.h. vor allem in der Literaturwissenschaft, der Wissenschaftsforschung und der Wissenschaftsgeschichte oft gleichermaßen leitend waren: Es sind dies Ansätze der Narratologie, der Begriffsgeschichte, der Diskursanalyse sowie kulturwissenschaftliche, poetologische u. praxisgeschichtliche Herangehensweisen. Unter Ansätzen werden hier Prinzipien und Verfahren der Text- und Bildanalyse sowie der Analyse von Materialien, Handlungen und Medien verstanden, die auf epistemologischen oder wissenspoetologischen Grundannahmen basieren und das Verhältnis von Literatur und Wissen betreffen. Der Akzent des Kapitels liegt somit nicht auf der Erkenntnistheorie oder Wissenschaftsphilosophie. Vielmehr geht es um Ansätze, die die Dynamiken, Theorien und Verfahren der Wissensproduktion, -zirkulation und -transformation in historischer und poetologischer Perspektive erfassen und historisieren.

Das Kapitel gliedert sich in einen Forschungsüberblick und die Lemmata ›Erzählung‹, ›Metapher‹, ›Denkfigur‹, ›Diskurs‹, ›Poetologie des Wissens‹, ›Materialität‹, ›Praktiken‹ und ›Schreiben‹. Ihre Auswahl orientiert sich am *practical turn* der Wissenschaftsforschung und seiner Resonanz in der Literaturwissenschaft. Darüber hinaus werden Ansätze berücksichtigt, die – wie die Metaphernforschung – zunächst in der Linguistik, Rhetorik und Literaturwissenschaft formuliert und danach in der Wissenschaftsforschung aufgegriffen wurden. Die Beiträge thematisieren so auch die produktive Rezeption und Transformation von spezifischen Herangehensweisen in jeweils anderen Disziplinen. Während Lemmata wie ›Schreiben‹ aktuelle Tendenzen in der Literatur und Wissenschaftsgeschichte abbilden, sind andere Lemmata wie ›Poetologie des Wissens‹ und ›Diskurs‹ eher mit der kulturwissenschaftlichen Diskussion der 1990er Jahre assoziiert, die u. a. die Methoden und Gegenstände der Germanistik betraf. Insgesamt bringen die Beiträge unterschiedliche, z. T. über-

lappende, z. T. entgegengesetzte, Perspektiven zur Geltung, die vielfach von den begrifflichen und theoretischen Vorgaben des behandelten Feldes bestimmt werden. Die Grundlagenartikel sollen einen Überblick über die verschiedenen Ansätze bieten, die sie anhand von Leitbegriffen erläutern. Sie werden im Folgenden kurz skizziert, um das breite Spektrum der gegenwärtigen Ansätze und ihrer Anwendungsfelder zu verdeutlichen.

Der Beitrag *Erzählung* widmet sich erzähltheoretischen Ansätzen. Wenn Erzählen als grundlegender Modus des Zugangs zur Wirklichkeit begriffen wird, liegen die Parallelen zwischen Wissen und Literatur zunächst in der Konstruktion chronologischer Folgen und den daraus resultierenden Syntheseleistungen. Fraglich ist allerdings, ob Erzählungen Wissen nur repräsentieren, speichern und zirkulieren, oder ob sie als Ordnungen ein Wissen hervorbringen, das begrifflich nicht zu erfassen oder empirisch nicht nachzuweisen ist.

Die Grenzen des begrifflichen Verstehens und die generelle Bedeutung von Modellen für Erkenntnisprozesse untersucht der Beitrag *Metapher*, der sowohl die theoretischen Zugriffe erörtert als auch ihren Konsequenzen für die Wissensbildung nachgeht. Metapher kann als ein erkenntnistheoretisches und rhetorisches Element betrachtet werden, das zwischen zwei Bereichen eine Ähnlichkeit stiftet und so wechselseitige Neuperspektivierung ermöglicht. In der Wissenschaftsforschung der 1960er Jahre gerät besonders die innovative und erkenntnistransformierende Funktion von Metaphern in den Blick. Auch literarische Metaphern sind als kognitive Strukturen in Wissensprozesse eingebettet und können sie auf einer Metaperspektive reflektieren.

Während die Analyse von Metaphern in der Literatur- und Wissenschaftsforschung meist auf Worte, Redewendungen, Ausdrücke oder semantische Felder beschränkt ist, charakterisiert *Denkfigur* einen literatur- und kulturwissenschaftlichen Ansatz, der ebenfalls von der These der Begrenztheit der Begriffe ausgeht, diese Überlegung aber stärker mit Erich Auerbachs *Figura*-Begriff verknüpft. In verschiedenen Arbeiten zur Figur der Stimmung, zur Figur des Sakralen oder zur Einfühlung geht es

um konkrete Übertragungen bzw. Transferleistungen zwischen Wissensfeldern, die durch die Migration von Begriffen, Vorstellungen, Bilder und Topoi an ihren unscharfen Rändern wechselseitig miteinander konfiguriert werden. Die Denkfigur charakterisiert damit eine Organisiertheit des Denkens in historisch spezifischen Konstellationen. Sie kann besonderer Gegenstand der Literatur und Literaturwissenschaft werden, insofern sie in ästhetischen und literaturtheoretischen Wissensfeldern situiert ist.

Mit *Diskurs* werden dagegen ganz allgemein die zusammenhängende Rede und ihre Strukturelemente bezeichnet. Prominent hat Michel Foucault den Begriff für die Analyse wissenschaftlicher Disziplinen verwendet, deren Aussagesystem er als durch Regularien bestimmt verstand. Dieser Ansatz wird in der Literaturwissenschaft seit den 1970er Jahren aufgegriffen und fortgeführt: dabei geht es einerseits um die Revision von literarhistorischen Kategorien, etwa von Autorschaftsmodellen, andererseits aber um die Frage, in welcher Weise sich Literatur zu den diskursiven Ordnungen des Wissens verhält. Aus der literarischen Diskursanalyse entwickelte sich in den 1990er Jahren zudem die *Poetologie des Wissens*, die sich mit der Produktion, der narrativen wie rhetorischen Vermittlung und der allgemeinen Hervorbringung von Wissens-elementen befasst. Literatur trägt demnach zur Produktion, Speicherung, Vermittlung und Transformation des Wissens bei. Zugleich entnimmt sie dem Wissen poetologische und ästhetische Qualitäten für ihre eigenen Darstellungstechniken.

In der zentralen – historisch wie ethnographisch ausgerichteten – Wissenschaftsforschung, die sich vornehmlich den experimentellen Wissenschaften widmet, wie auch in der Kulturforschung wird die Beschäftigung mit Wissensordnungen von anderen

Fragestellungen abgelöst. Zum einen rückt die *Materialität* von Literatur und Wissen in den Blick: Untersucht werden u. a. Schreibmaterialien, Papiersorten und Typoskripte, also Träger, auf denen Aufgeschriebenes gespeichert wird. Unter ›Text‹ versteht man innerhalb dieses Ansatzes meist nicht ein abstraktes Gebilde aus Zeichen und Worten, das vom Material losgelöst analysiert werden könnte. Vielmehr werden seine materialen wie gestalterischen Eigenschaften, z. B. die typographische Codierung, in den Vordergrund gestellt und als konstitutive Elemente im Prozess der Wissensbildung in die Analyse einbezogen.

Im Rahmen des *practical turn* wird Wissenschaft zum anderen nicht mehr als Theorie, sondern als Praxis betrachtet, die sich aus zahlreichen einzelnen *Praktiken* zusammensetzt. Vor allem literarischen Techniken wie dem Lesen, Schreiben und Erzählen wird dabei eine besondere Bedeutung für die Wissens- und Literaturproduktion beigemessen. Diese Ausformung des *practical turn* weist zudem zahlreiche Anknüpfungspunkte zu bereits bestehenden medien- und editionswissenschaftlichen Forschungsbereichen auf, die sich unter anderem Schreibprozessen widmen.

Schreiben gilt als eine Sonderform der Praktiken, die sich, so die Grundannahme dieses Ansatzes, zum Aufgezeichneten keinesfalls neutral verhält und auch nicht umstandslos instrumentell verwendet kann. Schreibverhältnisse sind demnach gleichermaßen konstitutiv mitbeteiligt an poetischen und wissenschaftlichen Produktionsprozessen. Sie werden als epistemische Verfahren begriffen, die Effekte im Feld von Literatur und Wissen erzeugen. Unterhalb der Ebene theoretischer und abstrakter Verhandlungen über das, was Wissen und Literatur bestimmt, ergeben sich damit weitere Schnittflächen.

Yvonne Wübben

1.1 Forschungsskizze: Literatur und Wissen nach 1945

Was ist Wissen? Was ist Literatur? In welcher Weise kann Literatur Wissen enthalten und inwiefern ist Wissenschaft selbst literarisch? Seit der Formierung des Forschungsfeldes sind diese Grundsatzfragen Gegenstand einer kontroversen und bis heute andauernden Diskussion. Einerseits können auch Wissenschaftler nicht umhin, literarische Verfahren anzuwenden. Andererseits nimmt Literatur Wissen auf und setzt sich mit Wissensansprüchen z. T. kritisch auseinander. Seit der Moderne behauptet sie sogar, über ein eigenes Wissen zu verfügen, das ihr spezifisch zukommt.

Wie auch immer man diese Fragen wendet: Das Verhältnis von Literatur und Wissen hängt wesentlich davon ab, was man unter Wissen und Literatur jeweils versteht: Muss Wissen wahr sein? Umfasst Wissen vor allem naturwissenschaftliches Wissen oder auch praktisches Alltagswissen? Kann Literatur ihrerseits auf Wahrheit verpflichtet werden und wenn ja, welche Wahrheit kommt ihr zu? Oder ist Literatur autonom, frei von Wahrheits- und Wissensansprüchen und vor allem durch Fiktionalität charakterisiert? Wie lassen sich solche Fragen überhaupt angemessen beantworten? Sollen die möglichen Antworten normativ, literaturtheoretisch, epistemologisch oder pragmatisch ausfallen?

In den disziplinären und transdisziplinären Forschungskulturen sind diese Problemzusammenhänge sehr unterschiedlich diskutiert worden. Während man im französischsprachigen Raum stärker zwischen Wissen (*savoir*), Wissenschaft (*science*) und Literatur unterscheidet und oft den Eigenwert des literarischen Wissens betont (Pierrsens 1990), konstituiert sich das Feld *Literature and Science Studies* in England und den USA im Kontext der Zwei-Kulturen-Debatte (Snow 1967, engl. 1959). Snow hatte eine anhaltende Diskussion über mögliche Konvergenzen und Divergenzen der zwei Kulturen – der Natur- und Geisteswissenschaft – ausgelöst, die in der Literaturwissenschaft breit rezipiert wurde (Kreuzer 1969, Rousseau 1978, Hayles 1991). In Deutschland erfuhr die Diskussion in den 1980er Jahren Impulse aus der Soziologie, die den Ausdifferenzierungsprozess von Literatur und Wissen als Streit um Deutungskompetenz interpretierte und die Soziologie als dritte Kultur in diesem Prozess situierte (Lepenies 2006/1985).

Die sogenannten *science wars* der 1990er Jahre führten im Anschluss zu einer kritischen Hinterfragung zentraler Grundpositionen der Wissenschaftstheorie, die u. a. die Objektivität der Wissenschaftstheorie und den Tatsachenbegriff betraf und in der Wissenschaftsgeschichte mit einer intensiveren Fokussierung auf die Prozesse der Konstituierung wissenschaftlicher Erkenntnisse einherging. Damit gerieten die Konvergenzen von Literatur und Wissenschaft stärker in den Blick. In der Literaturwissenschaft wurde das Feld Wissen und Literatur in den 1990er Jahren ebenfalls von methodologischen und theoretischen Grundsatzdiskussionen geprägt. Einerseits ging es um die Integration von Kulturtheorie, Historischer Epistemologie, Diskursanalyse und Metaphorologie (Vogl 1997, 7–16; Dotzler/Weigel 2005, 9–16); andererseits darum, die Verfahren von Hermeneutik und rationaler Rekonstruktion mit der Analyse von Wissensfeldern sinnvoll zu kombinieren (Richter/Schönert/Titzmann 1997, 9–36).

Unabhängig von den jeweils vorherrschenden Forschungspositionen lassen sich bis heute zumindest drei Varianten des Verhältnisses von Literatur und Wissen unterscheiden. Zum einen wird das Wissen in der Literatur untersucht (1). Diese Variante dominiert in der Regel in den Literaturwissenschaften. Dabei geht es meist um die Aufnahme und Transformation von Wissen in der Literatur sowie ihre Funktion; aber auch um die Frage, ob Literatur einen genuinen Beitrag zum wissenschaftlichen Wissen liefert (Weininger 1989). Daneben standen die Analyse von literarischen Darstellungsweisen sowie die poetische Hervorbringung von Wissen im Vordergrund (2). Die Variante wurde zunächst im Rahmen von einfluss- und ideenhistorischen Studien aufgegriffen und bildete sich später zu einer Rhetorik der Wissenschaften aus (Gross 1990), die z. T. in eine wissenschaftskeptische bzw. konstruktivistische Position mündete. Vertreter beider Richtungen diskutieren darüber hinaus, ob der Literatur ein Wissen *sui generis* zukommt (3).

(1) Wissen in der Literatur

Ältere Studien zum Verhältnis von Literatur und Wissenschaften gehen oft dem Einfluss der Wis-

senschaften auf die Literatur nach. In seinem Buch *Science and English Poetry* beklagt Douglas Bush etwa die negativen Auswirkungen der exakten Wissenschaft in der Dichtung (Bush 1949). Er sah ihr religiöses und moralisches Wertesystem durch den modernen Technizismus unterminiert. Studien wie die von Bush zeichneten sich in der Regel durch ein normatives Wissenschaftsverständnis aus, das am Leitmodell exakter, empirischer Naturwissenschaften gewonnen wurde. Wissenschaft wurde also nicht im Blick auf die in der jeweiligen Epoche geltenden Maßstäbe von Wissenschaftlichkeit bewertet, sondern anhand übergeordneter szientifischer Normen, die vielfach auch das Literaturverständnis prägten. Bush verpflichtete die Literatur umgekehrt auf eine imaginäre, bildreiche Sprache sowie auf eine Humanitätsidee, die er in ein antagonistisches Verhältnis zur Wissenschaft setzte. Der mutmaßliche Antagonismus von Naturwissenschaften und Literatur stand der produktiven Thematisierung der Relation im Weg und bestimmte bis weit in die 1950er Jahre großteils die literaturwissenschaftlichen Herangehensweisen.

Erst die Arbeiten von Majorie Hope Nicholson, einer Schülerin von Arthur Lovejoy, orientierten sich nicht mehr an normativen Wissensvorgaben oder einem humanistischen Literaturideal. Vielmehr untersuchte sie Wissenschaften in ihren historischen Eigendynamiken. Ihre Studie zum Webstuhl oder auch zu Newtons Optik waren wie Lovejoys Buch *The Great Chain of Being* ideenhistorisch ausgerichtet. Gleichwohl interessierte sie sich vorwiegend für den Einfluss der Wissenschaft auf die Literatur, anstatt von einer wechselseitigen Befruchtung auszugehen (Nicholson 1950).

In der deutschsprachigen Literaturwissenschaft stand die Analyse von Literatur zunächst im Zeichen der Zwei-Kulturen-Debatte. Karl Richter untersuchte in seinem Buch zur Lyrik der Aufklärung, inwieweit Literatur wissenschaftliche Kenntnisse aufnahm, um diese dann vom Vorwurf der Indifferenz gegenüber den Naturwissenschaften exkulpieren zu können. Zwar war seine Geschichtsschreibung nicht an den Leistungen einzelner Protagonisten orientiert, sondern richtete den Fokus auf die »epochale Konstellation« (Richter 1972, 18). Allerdings konstatierte er eine »Verbindung zwischen den revolutionären Vorgängen in der Wissenschaft und den Umbrüchen in der Geschichte der Literatur« (ebd.), die er im Einzelnen nicht nachweisen konnte. Zudem folgte Richter einem Modell von

Wissensgeschichte, das sich dem Narrativ von der Wissenschaftlichen Revolution anschloss. Dass er sich zunächst auf die Rezeption von Galilei, Bacon oder Newton konzentrierte, hing auch damit zusammen, dass eben diese Autoren von Wissenschaftshistorikern als Akteure der Wissenschaftlichen Revolution gefeiert worden waren.

Neben der frühneuzeitlichen Physik, Astronomie und Optik, also den postulierten Vorläufern moderner Naturwissenschaften, gerieten Psychologie und Erfahrungsseelenkunde der Aufklärung in den Blick der Literaturwissenschaft. In seinem Buch *Melancholie und Aufklärung* operierte Hans-Jürgen Schings in den 1970er Jahren mit einem erweiterten Literaturbegriff, der die Erfahrungsseelenkunde der Aufklärung, u. a. Texte von Karl Philipp Moritz, einschloss und zeigte, wie sie im Roman eine komplexe Erweiterung im melancholischen Dichtertypus erfuhr (Schings 1977, 226–255). Diese Studie war nicht mehr von einem normativen Wissensverständnis als vielmehr von der Aufklärungsforschung bestimmt und analysierte, wie psychologisches Wissen im Kampf gegen den Aberglauben benutzt wurde, um die Religion zu diskreditieren. In der Folge setzte sich die Literaturwissenschaft intensiver mit psychologischen bzw. anthropologischen Wissensbeständen des 18. Jh.s und ihrer Aufnahme in der Literatur auseinander (Riedel 1985, Schings 1994). Dabei ging es einerseits um die Adaption von Vorstellungen wie der Kette der Wesen, der Vollkommenheitsidee, des *commercium mentis et corporis*, der Leidenschaftslehren und der Diätetik, andererseits um die Bestimmung von Literatur als einem Medium, das Spezialdiskurse miteinander verkoppeln konnte und als Popularisierungsinstrument in der sich ausdifferenzierenden Wissensgesellschaft des 19. Jh.s an Geltung gewann. Allerdings erfolgte die Rekonstruktion der Wissensbestände wiederum unter bestimmten normativen Vorgaben. So wurde neben dem impliziten Anthropologismus der Ansätze, dem emphatischen Subjekt- und Autorbegriff, ein z. T. erkenntnisoptimistisches Geschichtsmodell zugrunde gelegt (vgl. zu der Kritik Vogl 1997, 110). Auch ging es meist um die Aufnahme und Aneignung von Wissen in der Literatur und weniger um die wechselseitigen Austauschprozesse (vgl. zu dieser Kritik Bergengruen/Borgards/Lehmann 2001).

Das Wechselverhältnis von Literatur und Naturwissenschaft untersuchte Jeremy Adler bereits in den 1980er Jahren am Beispiel von Goethes *Wahl-*

verwandtschaften. Goethe wählt mit dem Romantitel einen Begriff aus der Chemie, um das Verhältnis der Romanfiguren zueinander zu charakterisieren. Die Aufnahme naturwissenschaftlicher Einsichten im Ästhetischen gewährleistet nach Adler zweierlei: Erstens hätten die Wissenschaften dadurch an Bestand gewonnen. Zweitens »verleihe die Wissenschaft dem Roman die Strenge, wodurch er zum Gesellschaftsroman« habe werden können (Adler 1987, Vorwort). Literatur und Wissenschaft wurden allerdings auch in Adlers Analyse als getrennte Sphären betrachtet, die wechselseitig voneinander profitierten. Unterdessen ist dieser Ansatz in einer Vielzahl von Arbeiten modifiziert und relativiert worden (Anz 2002). Weitere Studien ergänzten die Relation insofern, als sie Literatur als Beobachtungsraum verstehen, der sich auf Inhalte und Methoden der Wissenschaft reflektierend beziehen kann (Alt 2004). Diskursanalytisch orientierte Ansätze in der Nachfolge Michel Foucaults gingen dagegen von einer diskursiven Ordnung aus, die sowohl Wissen als auch Literatur hervorbringt (etwa Koschorke 1999, 10).

Unter das Stichwort ›Wissensgenerierung‹ sind zudem solche Ansätze zu fassen, die sich der Vorwegnahme des Wissens durch die Literatur widmen bzw. der Frage nachgehen, ob ein Sachverhalt, der zunächst in der Literatur dargestellt wurde, später zu wissenschaftlichem Wissen werden kann. Neben der *Science Fiction*-Literatur, die sich genrespezifisch mit zukünftigem oder möglichem Wissen beschäftigt und dadurch alternative Wissenswelten generiert (Yaszek 2011), wurde die Wissensgenerierung auch in der Erzählprosa untersucht, die sich mit dem Wahnsinn befasste. Willms vermutete, dass in Büchners Erzählung *Lenz* eine Schizophrenie und damit ein Krankheitsbild dargestellt wird, das in der psychiatrischen Fachliteratur erst Jahrzehnte danach beschrieben wurde (Willms 2008).

Dass sich die Forschung lange Zeit auf die Naturwissenschaften, Anthropologie und Psychiatrie konzentrierte, hing mit der Zwei-Kulturen-Debatte sowie einem anthropologischen Literaturbegriff zusammen (Lukas/Ort 2012). Die Literaturwissenschaft folgte damit Problemstellungen aus den Bereichen der Naturwissenschaften, Philosophie und Geschichtswissenschaft. Neben dem Wissen von Physik, Optik, Psychologie und Psychiatrie greift die Literatur aber auch mathematisches, klimatisches, kriminologisches, juristisches, ethnographi-

sches oder historiographisches Wissen auf (Clark/Rossini 2011). Zuletzt ist der Wissensbegriff auf praktisches, sprachliches, semiotisches alltägliches und lokales Wissen ausgeweitet worden, mit der Folge, dass das rezente Einführungskompendium von Ralf Klausnitzer zum Feld Literatur und Wissen die Grundlagen von Poetik, Semiotik, Ideengeschichte, Diskursanalyse und Rhetorik erörtert, in den exemplarischen Analysen der dynamischen Interaktion von Wissensfeldern mit der Chiromantik aber ein vormodernes Gebiet behandelt (Klausnitzer 2008, 321 f.).

Flankiert werden derartige Kartierungsversuche von Einzelstudien zu Autoren. Dieser Typus von Studie lässt einen deutlichen Fokus auf jene literarischen Autoren erkennen, die wie Friedrich Schiller, E.T.A. Hoffmann, Georg Büchner, Felix Hausdorff, Arthur Schnitzler, Alfred Döblin, Robert Musil als Mediziner, Juristen oder Wissenschaftler tätig waren und daher als potentielle Vermittler beider Kulturen eine gewisse Faszinationskraft ausübten. Während wissenschaftliche Texte von Albrecht von Haller und Johann Wolfgang Goethe selbstverständlich in Gesamtausgaben aufgenommen wurden, weil sie schon zu ihrer Zeit eine gewisse Aufmerksamkeit erfahren haben, gilt das nicht immer für die Texte von modernen Autoren wie z. B. Gottfried Benn. Dass Benns medizinische Schriften, die ansonsten wohl in Vergessenheit geraten wären, heute in einer modernen Ausgabe vorliegen, erklärt sich vielmehr als Effekt seiner Kanonisierung als literarischer Autor (Homscheid 2005).

Zudem wurden im Feld in den letzten Jahren neue theoretische Impulse gesetzt: unter anderem die Anregung, verschiedene Wissenstypen – etwa theoretisches und praktisches Wissen – im Blick auf einzunehmende Haltungen stärker zu differenzieren (Köppe 2008, 12 sowie 90–153). Köppe untersuchte, ob die fiktionale Literatur eine Quelle von theoretischem Weltwissen sein könne, insofern fiktionale Sätze und Meinungen möglich und gut begründbar seien. Er ging damit von einer logischen Tiefenstruktur literarischer Texte aus, auf deren Basis er entsprechende Rationalitätsstandards für ihre Erschließung formulierte. Albrecht plädierte dafür, in Ergänzung zum Satzwissen ›nicht-sagbares‹ Wissen der Literatur systematisch in die Analyse mit einzubeziehen, etwa das von Sokrates in Platons Dialog *Menon* zum Einsatz gebrachte Methodenwissen mathematischen Schlie-

ßens (Albrecht 2011, 140–163). Neben der Differenzierung bestimmter Wissenstypen interessierten ferner strukturelle Analogien von wissenschaftlichen bzw. medizinischen und ästhetischen Diskursen. Zumbusch zeigte, dass sich mit der Metaphorik von Impfung, Abschottung und Affektregulierung in der Weimarer Klassik die Umstellung der Wirkungs- auf eine Autonomieästhetik vollzieht (Zumbusch 2011). Die Konvergenz von medizinischen und literarischen Schreibweisen war Gegenstand eines Sammelbandes, der sich der Literatur als Medium der sprachlichen und symbolischen Formung medizinischen Wissens widmete und zugleich die kognitiven und sozialen Funktionen spezifischer Schreibweisen etwa ärztlicher Fallberichte analysierte (Pethes/Richter 2008, 2 u. 9). Stöckmann revidierte in seiner Studie zum Naturalismus die verbreitete Tendenz, in naturalistischen Texten ginge es primär um die mimetische Abbildung von Realität. An die Stelle von Aussagen über Welt trete vielmehr die Reflexion über ihre Erfassungsmöglichkeiten. Die zeitgenössische Willensphilosophie sei eine Ermöglichungsstruktur, die naturalistischen Texten zugrunde liege (Stöckmann 2009). Weitere thematische und methodische Schwerpunkte lagen auf der Kulturgeschichte des Schmerzes in Medizin und Literatur (Borgards 2007) und den experimentellen Anordnungen der Literatur (Pethes 2007). Darüber hinaus wurde jüngst das Nicht-Wissen der Literatur thematisiert (Bies/Gamper 2012).

(2) Wissenschaft als Literatur

In dieser Variante steht die literarische und poetische Hervorbringung von Wissen sowie die literarische, rhetorische und gattungsspezifische Verfasstheit wissenschaftlicher Texte im Vordergrund. Seit Horaz gilt das Diktum, dass ein Text nicht nur zu belehren, sondern seine Leser auch zu erfreuen habe (*prodesse et delectare*). Er soll die Sinne ansprechen, wohl organisiert, gut verständlich (*perspicuitas*) und zudem schön sein (*ornatus*). Zahlreiche Wissenschaftler versuchen diesen Ansprüchen durch den Einsatz von narrativen Passagen oder von rhetorischen Mitteln zu genügen. Vielfach unterbreiten sie in Form von *heureka*-Anekdoten, wie eine Entdeckung gemacht wurde, oder setzen wie Sigmund Freud ganze Kaskaden rhetorischer Mittel ein, um ihre Leser einzunehmen, darunter etwa

die *amplificatio*, die *captatio benevolentiae* und rhetorische Fragen.

Wie viel Rhetorik oder Narration ein wissenschaftlicher Text verträgt, was als gute wissenschaftliche Schreibweise gilt – etwa Nüchternheit und Kürze –, wie umfassend die Konvergenzen zwischen literarischen und wissenschaftlichen Texten sein dürfen, ist historisch durchaus variabel und von den jeweiligen Konstellationen bzw. Bedingungen der Wissensproduktion abhängig.

Für den französischen Philosophen Auguste Comte war gerade der vermeintliche Verzicht auf rhetorische Stilmittel das Ideal wissenschaftlichen Schreibens. Allerdings kann die Selbstzuschreibung nicht über den Umstand hinwegtäuschen, dass dieser Verzicht ebenso ein Stilmerkmal und auch der knappste und nüchternste Text noch rhetorisch geformt ist. Im 19. Jh. galt die Rhetorik ferner als ein zentrales Element der Wissensvermittlung. Alexander von Humboldts *Kosmos* (1845–1862) wurde unter anderem auch deshalb in den Kanon klassischer Bildung aufgenommen, weil das Buch ästhetische und sprachliche Standards setzte und einen Austauschprozess zwischen Experten, Gelehrten und Laien in Gang brachte. Die Analyse ästhetischer Verfahrensweisen blieb aber nicht auf diese breiter rezipierten Texte beschränkt, sondern wurde ferner auf die physiologisch-experimentelle Forschung ausgeweitet und umfasste den Einsatz von Bildmedien. In der Wissenschaftsgeschichte und -philosophie interessiert meist nie allein der bloße Nachweis von rhetorischen Mitteln, einer spezifischen wissenschaftlichen Schreibweise und der mit ihr assoziierten Praktiken. Vielmehr geht es um ihre mögliche Bedeutung für die Wissensbildung, -zirkulation und -transformation, d. h. um ihre epistemische Funktion.

Dabei betonten zahlreiche Wissenschaftshistoriker, dass die Anwendung ästhetischer Methoden in den Wissenschaften, der Gebrauch von Metaphern und die literarische Verfasstheit wissenschaftlicher Texte insgesamt keine Gleichsetzung von Literatur und Wissen nach sich ziehen solle. Rhetorik und Ästhetik unterminieren keineswegs den Geltungsanspruch der Wissenschaft (Daston 1998, 22). Oft trugen sie sogar zur Durchsetzung bestimmter Wissensansprüche und Wissensweisen bei (Shapin/Schaffer 1985).

Im analytischen Umgang mit Texten sowie den wissenschaftstheoretischen Positionen zeigten sich oft erstaunliche Parallelen zwischen Literaturwis-

senschaft und Wissenschaftsgeschichte. In den 1950er Jahren ist das Bemühen der Literaturwissenschaft um eine Literaturtheorie und fundierte Methode vielfach vom Anspruch begleitet, selbst eine exakte Wissenschaft zu werden (Wellek/Warren 1985/1955, 11). Für den kanadischen Literaturkritiker und Mitbegründer des Kritizismus Northrop Frye enthält der literarische Text eine universelle Struktur des Wissens, die in der Kultur verankert ist (Frye 1957, 17) und aufgrund derer Literatur als poetisches Modell fungiere, das eigene Erfahrungen transzendieren könne. Zur selben Zeit kommen in der Wissenschaftsgeschichte ähnliche universalistische Positionen auf. So widmete sich etwa Gerald Holton bereits in den frühen 1960er Jahren sogenannten thematischen Propositionen, d. h. wiederkehrenden grundlegenden Annahmen oder Vorstellungen, die in der Wissenschaft über Jahrhunderte nachweisbar seien. Er unterschied sie von reinen Imaginationen, Mythen, Archetypen oder synthetischen Sätzen a priori und betrachtete sie wie Frye als generell gültige (Holton 1981/1973).

Nur wenige Jahre nach Frye und ein Jahr nach Max Blacks Buch *Models and Metaphors* (1962) geht die englische Wissenschaftshistorikerin Mary Hesse der Funktion von Modellen für die wissenschaftliche Erkenntnisbildung nach. In ihrem 1963 zuerst erschienenen Buch *Models and Analogies in Science* behandelt sie die analogische Relation zwischen einem Modell – einem Replikant oder eine Maschine – und dem, wofür es steht. Während die Analogie in der Rhetorik eine Ähnlichkeit zwischen Wortinhalten bzw. -feldern beschreibt und rhetorischen Figuren wie ›Metapher‹ oder ›Katachrese‹ auf Analogien basieren, meint Analogie in der Wissenschaft nach Hesse eine bestimmte Art zu schließen. Hesse unterscheidet daher zwischen poetischen und wissenschaftlichen Metaphern. Die wissenschaftliche Metapher gilt ihr nicht nur als Stütze und Vehikel der Imagination (›crutch to aid the imagination in the construction of theories‹), die einem Wissenschaftler bei der Entwicklung bestimmter Hypothesen oder Theorien hilfreich ist. Vielmehr geht es um ihre Funktion bei der Verifikation von Analogieschlüssen und damit um die mögliche Wirklichkeit des Modells. Erläutert werden diese Zusammenhänge am Billardball-Modell, das zur Untersuchung von Partikelbewegungen in dynamischen Systemen (etwa Gasparkeln) diente. In diesem konkreten Fall bestand die Analogie im Wech-

sel zwischen grader und reflektierter Bewegung. Nach Hesse basierten derartige Modelle auf einer strukturellen oder isomorphen Ähnlichkeit mit bereits Bekanntem und erlaubten rationale Vorhersagen. Da die Verifikation von Modellen bei Hesse an den Vorgaben des logischen Positivismus, etwa von Rudolf Carnap, orientiert blieb und die grundlegenden Frage betraf, wie wissenschaftliche Hypothesen überhaupt bestätigt bzw. falsifiziert werden können, gilt Hesse sowohl als Gegnerin des Relativismus als auch einer naiven realistischen Position.

In ihrer Anlehnung an den logischen Positivismus unterscheidet sie sich von dem Wissenschaftshistoriker Thomas S. Kuhn, der in *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* wissenschaftliche Erkenntnisbildung im Kontext einer ›Soziologie der wissenschaftlichen Gemeinschaft‹ (Kuhn 1967/1962, Vorwort) diskutierte. Kuhn, der am *Center for Advanced Studies of Behavioral Science* lange Jahre in der Gemeinschaft von Soziologen forschte, interessierte sich zwar kaum für die Rhetorik oder Ästhetik wissenschaftlicher Texte. Jedoch führte er mit dem Wort ›Paradigmata‹ einen Ausdruck in die Wissenschaftshistoriographie ein, der aus der klassischen Rhetorik stammte und im 18. Jh. im Sinn von Weltbild, Axiom, Dogma, Vorbild und Muster gebraucht wurde. Einer von Kuhns zahlreichen Definitionen zufolge ist ein Paradigma ein Set von allgemein anerkannten, wissenschaftlichen ›Leistungen, die für eine bestimmte Zeit einer Gemeinschaft von Fachleuten Modelle und Lösungen liefern‹ (ebd., 11). Die wissenschaftliche Leistung war damit einem Beispiel vergleichbar, das – einem moraldidaktischen *exemplum* nicht unähnlich – Vorbildfunktion hatte und die Tätigkeit einer Gruppe von Wissenschaftlern bestimmte. Die aus der Wissenschaftshistoriographie entwickelten, wissenssoziologischen Überlegungen trugen zu einer neuen Konzeption von Wissenschaft bei und hatten in der Praxis der historischen Forschung zur Folge, dass die Integrität einer Wissenschaft nun an den Vorgaben und Maßstäben ihrer eigenen Zeit gemessen wurde (ebd., 20). Das Paradigma wurde zu einer heuristischen Einheit, die die Beobachtung und Analyse von Wissenschaft steuerte. Zugleich bezeichnete es das Set von allgemein akzeptierten Ansichten, die sich nicht – anders als bei Hesse – auf allgemeingültige logische Sätze zurückführen ließen. Die Auffassung, dass sich wissenschaftliche Erkenntnisgewinnung allein durch Theoriebildung, Hypothese, Überprüfung

und Falsifizierung vollzieht, hatte sich damit als unzureichend erwiesen, auch wenn praktizierende Wissenschaftler weiterhin an diesen Grundsätzen festhielten (ebd., 29).

Der Einzug von Historizität und Soziologie in die Wissenschaftslehre war eine nachhaltige und ebenso bahnbrechende Neuerung, die für das Verhältnis von Literatur und Wissen zahlreiche Folgen hatte. Arbeiten, die von einem normativen Wissenschaftsbegriff ausgingen wie die von Bush, erfüllten nicht mehr die neuen wissenschaftsgeschichtlichen Standards. Während die jeweiligen Glaubenssätze der normalen Wissenschaft nämlich für praktizierende Wissenschaftler durchaus bindend sein konnten (ihre Anerkennung war von Kuhn in gewisser Hinsicht sogar zur Bedingung von wissenschaftlichem Arbeiten erhoben worden), bestand die Aufgabe von Wissenschafts- wie Literaturhistorikern gerade darin, sie in ihrem jeweiligen relativen Geltungsraum und Kontext zu betrachten und zu untersuchen, unter welchen historischen Umständen sie in eine Krise geraten bzw. ihre Bindungskraft verlieren konnten, so dass sie für nachfolgende Generationen kaum mehr zu vermitteln waren. Das geozentrische Weltbild oder das Wissenssystem der Magie, das der Literaturwissenschaftler Bush noch als unwissenschaftlich diskreditiert hatte, galt demnach nicht mehr als Irrtum, sondern als wissenschaftlicher Lehrsatz, der für eine bestimmte historische Gemeinschaft bindend war.

Viele seiner wissenssoziologischen Überlegungen konnte Kuhn Ludwik Flecks Buch *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (zuerst 1935) entnehmen, das bis dahin weitgehend unbekannt war. Bereits in den 1930er Jahren hatte sich Fleck der Untersuchung wissenschaftlicher Denkstile gewidmet. Mit dem von ihm geprägten Kompositum ›Denkstil‹ legte er provokant die Verflochtenheit von Logik, Rhetorik und Ästhetik nahe. Wie ein Stil- und Kunsthistoriker untersuchte er visuelle Darstellungen in anatomischen Lehrbüchern der Frühen Neuzeit etwa in den berühmten Büchern von Vesalius. Für den Wissenshistoriker waren gerade die vom Standpunkt der aktuellen Wissenschaft aus als rein poetisch ausgewiesenen Elemente dieser Lehrbücher (die sogenannten »Sinn-Bilder«) höchst aufschlussreich – z. B. die Visualisierung der Sense oder des Skeletts. Was seine Zeitgenossen als rein poetisch abtaten, gehörte nach Fleck einem vergangenen wissenschaftlichen Denkstil an und war für

den Historiker besonders instruktiv. Für ihn stellten die Skelettdarstellungen in Vesalius' Lehrbüchern kein ästhetisches oder rhetorisches Ornament dar. Fleck zeigte, dass ihnen eine genuine wissenschaftliche Bedeutung in ihrer eigenen Zeit zukam, die auf die Vorannahmen des Kollektivs verwies. Die Elemente vermittelten dem Historiker zugleich das fremd Gewordene eines historischen Wissenschaftsdiskurses (Fleck 1980, 186).

Michel Foucault knüpfte hieran an. Während in *Wahnsinn und Gesellschaft* (1969) Literatur und Wissenschaft in ein strukturelles Oppositionsverhältnis gesetzt wurden, insofern sich in der Literatur eine nicht-tragische Erfahrung des Wahnsinns artikulierte, die in den (Human-)Wissenschaften als das Andere der Vernunft ausgeschlossen wurde, ging er in *Archäologie des Wissens und Ordnung der Dinge* von diskursiven Ordnungen aus, die die Aussagen von Wissenschaft und Literatur gleichermaßen regulierten. An Stelle von Kuhns soziologischer Bestimmung funktionierender, normaler Wissenschaft, trat ein System von Regeln, die das Aussagbare steuert, aber oft unreflektiert bleibt. Auch Foucault konzentrierte sich auf die Konstruktionsprozesse der Wissenschaft und plädierte dafür, die Bestimmung von Wissen und Wissenschaft jeweils im Blick auf historisch variante Bedingungen zu rekonstruieren. Seine Analyse mündete in eine relativistische Position, die die Unterscheidbarkeit von Literatur und Wissen betraf und seinen Umgang mit literarischen wie wissenschaftlichen Texten bestimmte. Am Fall *Herculine Barbin* – der Geschichte eines Hermaphroditen – interessierte ihn z. B. die normalisierende Macht des Sexualldiskurses. Weniger kam es ihm auf genre-typische, ästhetische oder rhetorische Aspekte der untersuchten Texte an. Die pornographischen Passagen von Barbins Bekenntnisschrift gerieten ebenso selten in den Blick wie der Umstand, dass die Offenlegung des Intimen zu den Genrevorgaben der Bekenntnisschrift gehörte (Foucault 1998, 11).

Besonders in den 1990er Jahren wurde Foucaults Ansatz in der Literaturwissenschaft zu einer Poetologie des Wissens weiterentwickelt, die textuelle Gattungsregeln als Element von Wissensdiskursen stärker berücksichtigte und Strukturhomologien zwischen bestimmten Textsorten, etwa Robinsonaden und ökonomischen Abhandlungen, nachging (Vogl 2002, 16). Der vom Deleuze-Übersetzer Joseph Vogl mitbegründete Ansatz schloss

an literatur-, medien- und kulturwissenschaftliche Untersuchungen an, die nicht mehr das Wechselverhältnis von Literatur und Wissen, sondern die genuine Verschränkung beider auf verschiedenen Ebenen des Diskurses aufzuzeigen versuchten.

Wenn im Rahmen wissenspoetologischer Ansätze untersucht wird, wie eine poetische Sprachpraxis ihre Gegenstände durch diskursive Regeln und eine umschriebene Zeichenverwendung zuallererst hervorbringt, dann unterscheidet sie Wissen ebenfalls nicht mehr wesentlich von Literatur. Die Gleichsetzung von Literatur und Wissen wurde bereits in den 1980er Jahren als Problem poststrukturalistischer und dekonstruktivistischer Ansätze (Rousseau 1987) betrachtet und neuerdings wieder gegen Vertreter der Poetologie des Wissens vorgebracht. In der literaturwissenschaftlichen Kontroverse der letzten Jahre wiederholten sich dabei z. T. Positionen der *science wars*. Zur Diskussion standen eine Reihe von Implikationen wissenspoetologischer Ansätze, unter anderem die in der radikalen Historisierung vermutete Indifferenz gegenüber einem auf Wahrheit festgelegten Wissensbegriff sowie die Abstraktion von Inhalten und Geltungsansprüchen überhaupt (Stiening 2011, 239). Vorschläge, den Wissensbegriff auf Wahrheit oder Logik zu verpflichten, bedeuteten allerdings einen Rückschritt gegenüber den klassischen Standpunkten der Historischen Epistemologie, die von Gaston Bachelard oder Ludwik Fleck die Konstitutionsprozesse der Erkenntnis in den Blick nahmen und die Durchsetzung eines bestimmten Wissens nicht nur auf dessen Wahrheit, sondern auf soziale und kulturhistorische Kontexte, d. h. auf inner- wie außerwissenschaftliche Dynamiken zurückführten. Zwar mögen Wissenschaftsphilosophen und Wissenschaftler wie Stephen Weinberg am Wahrheitskriterium des Wissens festhalten (Weinberg 2003). Dass die Geltung und Akzeptanz von Wissen, historisch betrachtet, jedoch von kulturellen Bedingungen der Produktion und Zirkulation und damit zugleich von wissensexternen Faktoren abhängt, ist in der historiographischen Praxis von Literatur- und Wissenschaftsgeschichte heute kaum mehr kontrovers (Hagner 2001, 7–39; Vogl 2011). Zugleich muss diese Position nicht notwendig in eine wissenskonstruktivistische Auffassung münden, sondern kann zunächst den Blick auf die gemeinsamen Konstitutionsprozesse von Literatur und Wissen sowie auf die Rhetorik, Ästhetik und Poetik des Wissens eröffnen.

Ein Problem zahlreicher wissenspoetologischer Ansätze bleibt der ungeklärte Status des Fiktiven (Specht 2010, 16). Wenn in der Poetologie des Wissens die poetischen Darstellungspraktiken in den Fokus rücken, dann werden Signifikanten und nicht primär die Relationen zwischen Signifikant und Signifikat untersucht. Diese Signifikanten verweisen nur noch auf sich selbst und nicht mehr auf eine Welt außerhalb von Zeichenketten (zur Kritik vgl. Specht 2010, 17). Eine derartige Referenzlosigkeit begründet letztlich das Fiktive von Diskursen, die sich primär durch Selbstreferentialität auszeichnen (Vogl 1997, 123).

Zu ähnlichen Schlussfolgerungen gelangte auch Hayden White in seinem 1973 erschienenen Buch *Metahistory*, in dem er Stile verschiedener Historiker – von Jules Michelet bis Benedetto Croce – untersuchte. Neben der epistemologischen behandelte er immer auch die ästhetische und moralische Dimension von geschichtswissenschaftlichen Texten. Dabei ging es ihm um die Freilegung einer metahistorischen Tiefenstruktur (»metahistorical understructure«), auf der alle übrigen Operationen ihre impliziten, vorkritischen Sanktionierungen gegründet hätten und die durch tropologische Modi und linguistische Protokolle bestimmt seien. Stil meint hier eine Formalisierung von genuin poetischen Einsichten, die wissenschaftlichen Erklärungen vorangingen. Kein Stil kann nach White daher beanspruchen, im Bezug auf eine extratextuelle Welt realistischer oder wahrer zu sein. Der Grund für die Wahl eines bestimmten Stils ist somit ebenfalls rein ästhetischer oder moralischer Natur und letztlich nicht epistemologisch begründbar. Arbeiten wie die Hayden Whites gründeten sich ihrerseits auf literaturwissenschaftliche und strukturalistische Vorrannahmen ihrer Zeit. U. a. bezog sich *Metahistory* auf Erich Auerbachs Untersuchungen zum realistischen Erzählstil wie auf Ernst Gombrichs Analyse des Realistischen in der Kunst. Whites Terminologie – die Rede vom *emplotment* – ist zudem am Formalismus und Strukturalismus geschult. Zentrale Vorgaben sind u. a. Roman Jacobsons Überlegungen zur metonymischen Relation von Worten und Roland Barthes' Ausführungen zum Realismuseffekt der Literatur (White 1991/1973, Vorwort sowie 573–576). Barthes hatte bereits 1968 – zunächst am Beispiel Gustave Flauberts, später auch Michelets – das Problem des Realen in der Literatur jenseits konventioneller Erzähltheorien zu fassen versucht.